

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | SCHERZ

PETER
PRANGE

DER
TRAUMPALAST

Roman in zwei Bänden

 | SCHERZ

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Scherz

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-02578-3

1 Millionen und Abermillionen Dollar hatte der amerikanische Präsident für Propaganda ausgegeben, um sein Volk auf den Eintritt der USA in einen Krieg einzustimmen, der im fernen Europa tobte. Doch der Einsatz der horrenden Summen war nicht vergebens gewesen, die moralische Aufrüstung sollte schon bald die erhofften Früchte tragen. Als die deutsche Kriegsmarine im Februar 1917 den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eröffnete, durch den friedliche Handelsschiffe auf den Weltmeeren von einem Tag zum anderen zu Freiwild wurden, erklärte die Regierung der USA mit Unterstützung des Parlaments wie auch großer Teile der Bevölkerung im April dem Kaiserreich den Krieg und machte landesweit mobil, um an der Seite der Entente-Mächte England, Frankreich und Russland die verhassten Hunnen niederzuwerfen.

Das war die Wende im großen Völkerringen. Während Hunderttausende amerikanische Soldaten über den Atlantik kamen, jung und kräftig und wohlgenährt, gelang es der deutschen Führung nicht, noch einmal die Flamme der Begeisterung für diesen Krieg zu entfachen. Der Grund dafür war die katastrophale Versorgungslage der Zivilbevölkerung, es haperte inzwischen an allem, was die Menschen zum Leben brauchten, und als auf Verlangen der Militärs die tägliche Brotration auf hundertfünfzig Gramm pro Kopf reduziert wurde, kam es in vielen Städten zu Massenstreiks, in Berlin und Leipzig ebenso wie in Magdeburg und Hamburg oder Bremen und Nürnberg. Allein in der Reichshauptstadt erfasste der Ausstand über dreihundert Betriebe, und mehr als zweihunderttausend Arbeiter legten die Arbeit nieder.

Zwar konnte General Ludendorff im Frühjahr 1918 noch einmal seine Truppen in Frankreich in eine erfolgreiche Offensive führen, doch war dieser Etappensieg mit hohen Verlusten erkaufte, und da die Amerikaner täglich weiter Tausende von Soldaten über den Ozean schickten, wuchs die Übermacht der Alliierten so sehr an, dass die Moral der deutschen Landser auf den Nullpunkt sank. Der Vormarsch kam zum Erliegen, und während die Soldaten sich wieder in ihren Schützengräben eingruben, um dort vergeblich auf Nachschub an Waffen und Lebensmitteln und Menschenmaterial zu warten, machte in der Heimat eine Bemerkung Hindenburgs die Runde, die er vor seinen Generälen geäußert haben sollte: »Mit hungrigen Männern kann man keinen Krieg gewinnen.« Damit nahm der Chef der Obersten Heeresleitung bereits im Sommer 1918 die Kapitulation vorweg, die der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger im November desselben Jahres in einem Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne mit seiner Unterschrift unter den Waffenstillstandsvertrag vor der Weltöffentlichkeit de facto eingestand.

Nein, die moralische Mobilmachung Deutschlands im großen Völkerringen mittels bewegter Bilder war gescheitert, der Krieg, den Kaiser Wilhelm 1914 nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger in leichtfertiger Nibelungentreue zur k. u. k.-Monarchie begonnen hatte, um Deutschland an die Spitze unter den Völkern Europas zu führen, war verloren. Doch Frieden gab es darum nicht. Denn in dem untergehenden Kaiserreich entflammte ein ganz und gar neuer Krieg, ein Krieg zwischen Deutschen und Deutschen. Im Felde angeblich unbesiegt, kehrten Millionen Soldaten von der Front zurück, um das Land mit ihrer Verzweiflung zu fluten, und während sie versuchten, in der fremd gewordenen Heimat wieder heimisch zu werden, verbanden sich in Kiel meuternde Matrosen der Kriegsmarine, die ihre Offiziere in den letzten Kriegstagen noch einmal in einen längst sinnlos gewordenen Kampf hatten schicken wollen, mit streikenden Werftarbeitern und führunglosen Landtruppen, und ein Ruf erschallte in Deutschland, der sich von der Meeresküste ausbreitete, rasend schnell wie der zischende, sprühende Funke einer Zündschnur, und der von Tag zu

Tag, von Stunde zu Stunde lauter wurde, bis er in sämtlichen Winkeln des Reichs zu hören war:

REVOLUTION!

2 Tino erwachte aus bleiernem Schlaf mit dumpfen, bösen Träumen, und sein an allen Gliedern schmerzender Körper war bedeckt mit kaltem Schweiß. In quälender Anstrengung versuchte er, die Augen aufzuschlagen, doch es gelang ihm nicht – es war, als wäre sein Geist allein aufgewacht, sein Körper aber noch gefangen im Schlaf.

Als er es endlich schaffte, die verklebten Lider einen Spalt weit zu öffnen, sah er in das Gesicht eines Engels.

Zum Glück gehorchte ihm wenigstens seine Zunge.

»Lebe ... lebe ich noch? Oder bin ich schon im Himmel?«

Der Engel lächelte ihn an. »Keine Angst, Herr Reichenbach. Im Himmel war noch kein Platz für Sie frei.«

Ein grauhaariger Mann mit wallendem Bart trat an sein Bett. Gottvater? Tino hätte es fast geglaubt. Doch dann wurde er gewahr, dass Gottvater einen weißen Kittel trug und auf seiner roten Pockennase ein sehr weltlicher Kneifer saß. Außerdem sprach er mit der schnarrenden Stimme eines preußischen Gardeoffiziers.

»Mehr Glück als Verstand gehabt, mein Bester – dem Tod gerade noch mal von der Schippe gesprungen.« Er setzte sich eine Maske auf, um Nase und Mund zu bedecken, und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Engel. »Bedanken Sie sich bei Schwester Rahel. Sie hat Sie gerettet.«

Tino dämmerte es – er war in einem Krankenhaus. Während der Arzt sich zu ihm aufs Bett setzte, kam die Erinnerung in ihm hoch. Er hatte Fieber und unerträgliche Kopfschmerzen gehabt und sich gefühlt wie ein geprügelter Hund. Mit dem Auto war er in die Charité gefahren, um sich selbst einzuliefern. Doch dort hatte man ihn abgewiesen, aus Sorge, dass er sich mit der Spanischen Grippe angesteckt hatte, die seit einiger Zeit grassierte, und ihn zur Isolation in ein Lazarett am Tempelhofer Feld geschickt – Seuchengefahr!

Der Arzt tastete seinen Puls, dann fühlte er seine Stirn. »Sieht ganz so aus, als ob Sie über den Berg wären.« Er nahm die Maske vom Gesicht und stand auf. »Dann überlasse ich Sie mal der Obhut Ihrer Lebensretterin. Wünsche weiter gute Besserung.«

Mit einem Kopfnicken verabschiedete er sich.

»Danke, Schwester«, sagte Tino, als der Arzt fort war.

Sein Schutzengel schüttelte den Kopf. »Danken Sie Ihren Eltern, Herr Reichenbach – für Ihre robuste Natur. Ehrlich gesagt hatten wir Sie schon aufgegeben. Aber irgendjemand da oben«, sie zeigte kurz in die Höhe, »war wohl der Ansicht, dass Sie hier unten noch gebraucht werden.«

Sie griff in ihren Kittel und holte eine Maske hervor. Als sie sie aufsetzen wollte, hielt Tino sie zurück.

»Sagen Sie mal – sind wir uns schon mal begegnet?«

Die Schwester runzelte die Brauen. »Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Seltsam. Dabei könnte ich schwören, Sie schon mal gesehen zu haben.«

»Das ist ja ein reizendes Kompliment«, lachte sie, »wenn Sie sich nicht mal erinnern können ... Aber keine Sorge«, fügte sie hinzu, als er zu einer Entschuldigung ansetzte, »so was passiert öfter. Eine Folge des Fiebers.« Prüfend schaute sie ihn an. »Haben Sie Appetit? Oder Durst? Das wäre ein gutes Zeichen.«

»Nur Durst«, erwiderte Tino. »Auf Champagner.« Er hatte noch nicht ausgesprochen, da fiel ihm etwas ein. Im selben Moment fühlte er sich wie durch ein Wunder genesen. »Welches Datum haben wir?«

»Heute? Den siebten November. Warum?«

Auf den Ellbogen richtete er sich im Bett auf. »Würden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Kommt darauf an, welchen.«

»Wenn Sie morgen wiederkommen, könnten Sie mir eine Nelke mitbringen? Morgen ist ein sehr wichtiger Tag, und Nelken bringen mir Glück.«

Die Schwester stutzte, dann ging ein staunendes Leuchten durch ihr Gesicht. »Ach, du grüne Neune! Sind Sie etwa der Nelkenkavalier

vom Gendarmenmarkt? Der mir mal eine Friedhofsblume verehren wollte?»

Jetzt fiel auch bei Tino der Groschen: die kastanienbraunen Locken, die blaugrünen Augen, die Sommersprossen, der volle, große Mund und dazu die süßeste Stupsnase der Welt – wie konnte man sich daran nur nicht erinnern?

»Jetzt weiß ich, warum Sie mich gerettet haben«, sagte er mit einem Grinsen. »Um mir endlich Ihre Adresse zu verraten! Das hatten Sie damals nämlich vergessen.«

»Von wegen!«, sagte sie mit gespielter Strenge. »Wenn ich Sie erkannt hätte, hätte ich einen Bogen um Ihr Bett gemacht.«

»Sie hätten es bis an Ihr Lebensende bereut.«

»Einbildung ist auch eine Bildung.« Lachend wollte sie sich abwenden, doch wieder hielt er sie zurück.

»Würden Sie mir den Gefallen tun? Bitte! Es ist wirklich wichtig.«

Ebenso ernst wie er erwiderte sie seinen Blick. Dann lächelte sie.

»Na gut. Aber nur, weil Sie mein Patient sind und ich für Ihr Wohl verantwortlich bin.«

»Sie sind wirklich ein Engel!« Ebenso erleichtert wie erschöpft sank Tino zurück auf sein Bett. »Nur bitte keine weiße, auch wenn ich sie vielleicht verdient hätte. Meine Beerdigung muss warten, ich werde hier unten wirklich noch gebraucht.«

3

Am nächsten Tag musste Rahel erst zur zweiten Schicht am Tempelhofer Feld sein, sie hatte mit einer anderen Schwester den Dienst getauscht, um am Vormittag Arno Sumski einen Besuch in der Redaktion der »Vossischen Zeitung« abzustatten. Diesmal wollte sie es wirklich wissen – ein für alle Mal. Die Zeiten änderten sich gerade so rasend schnell wie ein D-Zug, und wer weiß, vielleicht war das ja ihre große Chance. Außerdem hatte sie ihrem Patienten versprochen, eine Nelke zu besorgen. Die wollte sie in dem kleinen Blumenladen kaufen, vor dem sie ihm zum ersten Mal in die Arme gelaufen war – auf dem Weg zur Redaktion kam sie ja dort vorbei.

Doch als sie die Elektrische am Gendarmenmarkt verließ, hielt sie inne. Vor dem Geschäft an der Ecke des Platzes drängten sich Scharen von Arbeitern und Soldaten auf dem Trottoir. Seltsam, wozu brauchten die alle Blumen? Rahel fragte sich, ob sie wirklich anstehen sollte, nur um einen so albernen Wunsch zu erfüllen – es würde eine Ewigkeit dauern, bis sie an die Reihe kam.

Während sie zögerte, musste sie daran denken, wie sie sich bei ihrer ersten Begegnung mit ihrem Patienten nach ihm umgedreht hatte, nur weil irgendein fremder Mensch auf die Idee gekommen war, die Fleischerei gegenüber zu betreten. Wäre sie damals besser nicht dem Gottesurteil gefolgt? Wahrscheinlich hätte sie die flüchtige Begegnung dann längst vergessen und ihren Patienten im Lazarett gar nicht wiedererkannt ... Konstantin Reichenbach – schon dieser Name ... Doch andererseits, man kann nicht alles selbst entscheiden, das kann und soll man auch nicht, dann wird das Leben langweilig, hatte ihre Großmutter immer gesagt, und die war die klügste Frau, die sie je gekannt hatte. Noch jetzt hatte sie ihren Spruch im Ohr: Man weiß nie, wozu etwas gut ist ...

Ohne länger nachzudenken, beschloss Rahel, auch diesmal ihrem Beispiel zu folgen und sich dem Schicksal anzuvertrauen. Wenn sie bei ihrem Besuch in der Redaktion Erfolg haben würde, würde sie die Nelke besorgen. Wenn nicht, dann nicht.

4

Tino hatte die ganze Nacht so tief und fest wie ein Säugling geschlafen und war ohne Schmerzen und Fieber aufgewacht. Als Stabsarzt Dr. Recknagel zur Vormittagsvisite erschien, hielt es ihn darum kaum noch im Bett. Heute war der achte November, und am Abend fand im Piccadilly-Haus ein Ereignis statt, auf das er sich seit Wochen freute und das er auf keinen Fall verpassen wollte.

»Antreten zum Morgenappell!«, schnarrte Dr. Recknagel.

»Wie bitte?«

»Hinsetzen und Oberkörper frei machen! Wohl ein bisschen schwer von kapé, oder was?«

Tino gehorchte, als wäre er immer noch beim Kommiss. Der Arzt nahm sein Stethoskop und horchte ihm die Brust ab. Dann zückte er ein flaches, braunes Holzstäbchen.

»Dann wollen wir mal einen Blick in Ihr Innerstes werfen. Sagen Sie laut und kräftig ah!«

»Aaaaah!«

Tino kam sich vor wie ein Kind, als er den Rachen aufriss und Dr. Recknagel ihm das Stäbchen auf die Zunge drückte. Das hatte er schon immer gehasst. Bei der Berührung durch das stumpfe Holz trocknete ihm jedes Mal der Mund aus, außerdem kitzelte das Ding an seinem Zäpfchen. Fast hätte er sich übergeben.

Zum Glück war die Untersuchung schnell vorbei.

»Bin ich noch ansteckend?«, fragte er.

»Natürlich nicht. Glauben Sie, ich würde Ihnen sonst ohne Maske auf die Pelle rücken? Bin doch nicht lebensmüde!«

»Wunderbar. Dann können Sie mich ja entlassen.«

»Mal immer langsam mit den jungen Pferden, Sie stürmischer Husar. Sie brauchen noch ein paar Tage Erholung.«

»Erholen kann ich mich zu Hause. Mein Auto steht vor der Tür.«

»Mit dem Automobil rumkutschieren? In Ihrem Zustand? Wohl geisteskrank!«

»Aber ich fühle mich putzmunter!«

»Das bilden Sie sich nur ein. In Ihrem Zustand schaffen Sie es nicht mal bis zur Tür.«

Tino schwang seine Beine aus dem Bett. »Wollen wir wetten?«

Dr. Recknagel blickte ihn so scharf an, dass er zusammenzuckte. »Wetten tun die Juden, wenn sie kein Geld haben. Drei Tage Matratzenhorchdienst! Und wehe, Sie gehen mir von der Fahne!«

Damit rauschte er hinaus. Während Tino wartete, dass die Tür sich hinter ihm schloss, streifte er sich sein Nachthemd über. Das wäre ja wohl gelacht! Tastend setzte er die Füße auf den Boden, dann stützte er sich auf dem Nachtkasten ab und stand auf. Aber schon beim ersten Schritt knickten seine Beine ein, als wären sie aus Pudding. Mit beiden Armen hangelte er sich zurück zu seiner Matratze.

Die Tür schien ihm plötzlich so weit weg wie der Mond.
Wo zum Kuckuck blieb Schwester Rahel?

5

Arno Sumski verdrehte die Augen, als Rahel seinen Glaskäfig betrat.

»Nein, nicht schon wieder.«

»Keine Sorge. Ich habe keinen Artikel dabei.«

Die Miene des Redakteurs hellte sich schlagartig auf. »Oh, haben Sie es endlich eingesehen?«

»Im Gegenteil!« Ohne darauf zu warten, dass er ihr einen Platz anbot, setzte sie sich gegenüber von seinem Schreibtisch auf einen Stuhl. »Ich möchte mich um ein Volontariat bewerben.«

Noch bevor sie den Satz beendet hatte, schüttelte Sumski den Kopf. »Davon kann ich nur dringend abraten, so ein Volontariat ist eine Ochsentour. Abgesehen davon, dass Sie als Frau sowieso keine Chance haben – warum wollen Sie sich das antun? Das haben Sie doch gar nicht nötig, so hübsch wie Sie sind.«

Wie ein Dackel schaute er sie aus seinen wässrigen Augen an. Rahel musste sich beherrschen, um ihm nicht die passende Antwort zu geben.

»Danke für das Kompliment«, sagte sie so freundlich, wie sie nur konnte. »Aber es passieren gerade so viele Dinge, da müssten Sie sich doch über jeden zusätzlichen Journalisten eigentlich freuen.«

Sumski runzelte seine buschigen Brauen. »Nicht, wenn er einen Rock trägt und im Kirchenchor Sopran singt. Oder glauben Sie, ich bin ein Unmensch, der Frauen in den Krieg schickt?«

»Wir sind in Berlin, nicht im Krieg. Außerdem ist es mein eigener Wunsch!«

»Nein, Fräulein Rosenberg. Kommt nicht in Frage. Erstens grundsätzlich nicht und zweitens nicht in diesen Zeiten. Wenn die Tumulte so weitergehen, werden wir hier bald schlimmere Zustände haben als an der Front.«

Um zu demonstrieren, dass für ihn das Gespräch beendet war, nahm

er einen Artikel von dem Stapel auf seinem Schreibtisch und begann zu lesen. Empört über sein unverschämtes Verhalten, stand Rahel auf, um zu gehen.

Sie hatte die Türklinke schon in der Hand, da sah sie plötzlich den Piloten vor sich, der nichts anderes gewollt hatte als fliegen, sah sein glückliches Gesicht und das Lächeln, mit dem er gestorben war.

Auf dem Absatz machte sie kehrt und pflanzte sich wieder auf ihren Stuhl.

»Ich gehe hier nicht raus, bevor Sie mir eine Zusage gegeben haben.«

Der Redakteur tat, als würde er weiterlesen, und ein paar Minuten war in dem Raum nur von draußen der Lärm der Journalisten zu hören.

»Ich habe Zeit«, sagte Rahel, obwohl ihr das Herz bis zum Hals klopfte, und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass jetzt nur ja nicht das Telefon klingelte.

Mit einem Seufzer blickte Sumski auf. Offenbar hatte er begriffen, dass sie es ernst meinte. »Na, gut«, sagte er. »Bevor Sie hier festwachsen. Aber nur, wenn Sie mir einen Artikel bringen, den wir drucken können.«

Rahel wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Wie aus der Pistole schlug sie ihm ein Dutzend Reportagen vor, mit denen sich sämtliche Ausgaben der »Vossischen Zeitung« bis Weihnachten füllen ließen: von der Not im Lazarett, von den Kranken und Toten, vom Leid der Angehörigen und dem aufopferungsvollen Kampf der Ärzte, Schwestern und Sanitäter ...

Sie redete um ihr Leben. Doch je länger sie sprach, desto unwilliger hörte Sumski zu.

»Schluss mit dem Unsinn!«, unterbrach er sie. »Davon haben die Leute mehr als genug in ihrem eigenen Leben. Wenn sie beim Frühstück die Zeitung aufschlagen, wollen sie von Dingen lesen, die sie von ihrem Elend ablenken, die sie zerstreuen, die ein bisschen Freude in ihr Leben bringen.« Mit einer Miene, aus der mehr Skepsis als Zuversicht sprach, nickte er ihr zu. »Wenn Sie so etwas für mich haben, dürfen Sie

wiederkommen. Aber keinen Tag früher, sonst schmeiß ich Sie hochkantig raus. Haben wir uns verstanden?»

6 Durch das Lazarettfenster sah Tino hinaus in den schmutziggrauen Novemberhimmel. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, der Tag ging allmählich in den Abend über, doch Schwester Rahel war immer noch nicht da. Hatte sie heute vielleicht auf einer anderen Station Dienst? Als Tino sich bei einem Sanitäter nach ihr erkundigte, zuckte der nur mit den Schultern und sagte, dass Dr. Recknagel schon den ganzen Nachmittag operiere – womöglich assistiere sie ja dem Chef.

Oder hatte sie ihr Versprechen einfach nur vergessen?

Tino wartete bis um sechs, dann verließ er das Bett, um sich anzuziehen. Spätestens um acht musste er im Piccadilly-Haus sein, sonst würde er das Beste verpassen. Mit vorsichtigen Schritten tastete er sich zu seinem Spind. Zwar fühlte er sich schon viel sicherer auf den Beinen als bei seinem ersten Gehversuch am Morgen, doch vom Aufstehen war ihm so schwindlig, dass er sich einmal kurz an der Wand abstützen musste, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ob es hier draußen wohl eine Droschke gab, die ihn in die Stadt bringen würde?

Er nahm seine Sachen aus dem Spind und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Zu blöd, dass er keinen Smoking dabei hatte, sondern nur den schlichten Straßenanzug, in dem er gekommen war. Er zog das Nachthemd aus, in das man ihn gesteckt hatte, und streifte sich die Hose über. Sich anzuziehen ging fast über seine Kräfte, und als er es endlich geschafft hatte, fühlte er sich erschöpfter als sonst nach einem ganzen Arbeitstag.

Er knöpfte sich gerade den Hemdkragen zu, da ging die Tür auf, und Schwester Rahel kam herein.

»Um Gottes willen, was machen Sie denn da?«

»Ich muss in die Stadt«, sagte er. »Dringender Notfall.«

Mit sichtlichem Misstrauen musterte sie ihn. »Hat Dr. Recknagel

Sie entlassen?« Ihr Kittel war voller Blutflecken, offenbar kam sie gerade aus dem Operationssaal.

Tino schüttelte den Kopf. »Nein, aber genau deshalb brauche ich Ihre Hilfe. Es geht um Leben und Tod.«

»Um Leben und Tod?«

»Allerdings!« Plötzlich sah er die Nelke in ihrer Hand. Im selben Augenblick spürte er, wie die Lebensgeister in ihn einschossen. »Gott sei Dank! Und sogar eine gelbe! Ich wusste ja, Sie würden Ihr Versprechen halten.«

»Nur, weil Sie mein Patient sind.« Mit einem Lächeln, von dem er nicht genau wusste, wie es gemeint war, reichte sie ihm die Blume. »War gar nicht so einfach, sie zu bekommen. In dem Blumenladen gab es einen regelrechten Ansturm – Dutzende Arbeiter und Soldaten, die alle Nelken haben wollten. Aber zum Glück nur rote.«

Tino nahm die Blume und steckte sie sich ins Knopfloch. »Können Sie Auto fahren, Schwester?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte sie.

»Prima, dann ist heute Ihr Glückstag. Ich bringe es Ihnen bei.«

7

Zehn Minuten später saß Rahel zum ersten Mal in ihrem Leben am Steuer eines Automobils.

»Und jetzt?«, fragte sie.

»Fahren Sie einfach los«, erwiderte Konstantin Reichenbach. »Wir müssen zum Potsdamer Platz.«

Er drückte auf einen Knopf am Armaturenbrett, und mit lautem Getöse sprang der Motor an.

»Schön«, sagte Rahel. »Dann muss ich ja nur noch wissen, wie das geht – einfach losfahren.«

»Das ist so leicht, das kann sogar ich. Sehen Sie die drei Pedale zu Ihren Füßen? Das sind Gas, Kupplung und Bremse. Wenn Sie die richtig bedienen, geht der Rest wie von selbst.«

Um den Lärm des Motors zu übertönen, musste er brüllen. Rahel klopfte das Herz bis zum Hals, mit beiden Händen hielt sie das vi-

brierende Lenkrad so fest umklammert, als könnte das Auto sonst jeden Moment mit ihr durchgehen. Während Konstantin Reichenbach ihr die Funktionen der verschiedenen Pedale erklärte, schaltete er die Scheinwerfer ein. Zwei schwache Lichtkegel leuchteten ein paar Meter hinaus in die Nacht, dahinter verlor sich die Straße in bedrohlicher Finsternis.

»Sind Sie bereit?«

Rahel schluckte einmal und nickte. Sie konnte nur hoffen, dass sie alles begriffen hatte.

»Dann jetzt die Kupplung!«

Das Pedal ging so schwer, dass sie ihre ganze Kraft anstrengen musste, um es bis zum Anschlag durchzutreten. Als sie es geschafft hatte, betätigte Konstantin Reichenbach einen Hebel zwischen ihren beiden Sitzen.

»Jetzt langsam die Kupplung kommen lassen und gleichzeitig Gas geben.«

Rahel versuchte es. Mit einem wilden Satz schoss das Auto nach vorn, als wollte es das Scheinwerferlicht jagen, um dann mit einem Ruck wieder stillzustehen.

»Sie müssen mehr Gas geben, wenn Sie die Kupplung kommen lassen.«

Ein halbes Dutzend Mal wiederholte sie den Versuch, vergeblich. Dann aber klappte es, wie durch ein Wunder hatte sie zum richtigen Zeitpunkt die jeweils richtigen Pedale erwischt. Das Auto bockte zwar wie ein störrisches Pferd, aber halleluja – es *fuhr!*

»Na, sehen Sie!«, lachte Konstantin Reichenbach. »Ist doch gar nicht so schwer. Jetzt immer nur der Nase nach.«

Rahel war froh, dass sie noch lebte. »Warum mache ich das überhaupt?«, fragte sie, die Augen geradeaus auf die dunkle Straße gerichtet. »Erst schmuggle ich Sie aus dem Lazarett, dann kutschiere ich Sie mit dieser Höllenmaschine in die Stadt.«

»Ich habe den Eindruck, dass Ihnen das großen Spaß macht!«

Rahel musste innerlich grinsen, er hatte sie erwischt. So groß ihre Angst vor ein paar Sekunden noch gewesen war – jetzt, da der Motor

ratterte wie eine Nähmaschine und das Automobil, gelenkt von ihren eigenen Händen, fast ohne zu blicken die Straße entlang durch die Nacht brauste, spürte sie nur noch diese ungeheure Kraft und Geschwindigkeit, die sich auf jede Faser ihres Leibs übertrug. Noch nie hatte sie ein solches Gefühl erlebt – nur Fliegen konnte schöner sein! Am liebsten hätte sie vor Freude laut gejauchzt.

Aus den Augenwinkeln sah sie, dass Konstantin Reichenbach den Kopf zu ihr herumdrehte. Die Augen weiter fest auf die Straße gerichtet, konnte sie sein triumphierendes Grinsen förmlich spüren. Doch eher würde sie sich die Zunge abbeißen, als einzugestehen, wie großen Spaß ihr das Autofahren machte!

Stattdessen fragte sie: »Haben Sie eigentlich keine Angehörigen, die sich um Sie kümmern?«

Er wandte den Blick von ihr ab und schaute wieder nach vorne. Dann sagte er mit ungewohnter Ernsthaftigkeit: »Ich fürchte, die haben andere Sorgen.«